

zwischen den Katholiken in Nord- und Südamerika; 4. Vermittlung privater Gaben und Geschenke; 5. spezielle Hilfeleistungen für kirchliche Institutionen in Lateinamerika.

Vor allem wichtig war die personelle Hilfe, die Nordamerika seit dieser Konferenz zu leisten begann. Im Januar 1965 waren schon über 4000 Priester, Brüder, Schwestern und Laienhelfer aus den Vereinigten Staaten in Lateinamerika tätig. Das bedeutet eine Zunahme von mehr als 50% innerhalb von drei Jahren. 1961 richtete der Heilige Stuhl gelegentlich einer Konferenz der Ordensoberen in der Notre-Dame-Universität einen Appell an alle Ordensgemeinschaften in den USA, sich das Ziel zu setzen, bis 1970 10% ihrer Mitglieder nach Lateinamerika zu entsenden. Im Januar 1965 waren bereits 1647 männliche und 1883 weibliche Ordensleute aus den Vereinigten Staaten in Lateinamerika als Helfer auf allen Gebieten des kirchlichen Lebens am Werk.

#### *Päpstliche Anerkennung*

Aus Anlaß der Solidaritätserklärung, die die nordamerikanischen Bischöfe am 15. November 1965 abgegeben haben, hat Papst Paul VI. ihnen in einem eigenen Schreiben Dank und Anerkennung ausgesprochen. Namentlich gedenkt der Papst der für Januar angekündigten Freundschaftswoche. Er erinnert an die auf dem Konzil beschlossene und in der dogmatischen Konstitution über die Kirche formulierte Aufgabe der Bischöfe, sich hilfsbereit auch der anderen und besonders benachbarten Kirchen anzunehmen, wenn diese ihrer Hilfe bedürfen. Darum sei die Großzügigkeit des nordamerikanischen Programms der geistlichen, kulturellen, personellen und finanziellen Hilfe für Lateinamerika besonderer Dankbarkeit wert. Eindringlich hebt Papst Paul VI. den persönlichen Einsatz so vieler Priester, Ordensleute und Laienhelfer aus dem Norden in Lateinamerika hervor; denn der Einsatz helfender Menschen in immer größerer Zahl werde notwendig, weil auch die Bevölkerung des Kontinents schnell und stark wächst.

## Ökumenische Nachrichten

**Gemeinsamer Taufritus — gemeinsames Vater Unser** Die immer häufiger werdenden interkonfessionellen Fühlungen in aller Welt, besonders in den USA (vgl. Herder-Korrespondenz 19. Jhg., S. 551 f.), scheinen zu ersten brauchbaren Ergebnissen zu führen. Nach dem katholisch-lutherischen Gespräch in Baltimore, das im Februar 1966 fortgesetzt werden soll, haben Teilnehmer einer katholisch-presbyterianischen Konferenz auf höchster Ebene Gespräche darüber aufgenommen, wie man einen gemeinsamen Taufritus und sogar ein gemeinsames Gebetbuch herstellen könnte. Der Taufritus, der vielleicht die immer wieder vorkommenden bedingungsweisen „Wiedertaufen“ bei Konvertiten erübrigen würde, wurde bei ersten Fühlungen im November 1965 von Msgr. Henry G. J. Beck, Pfarrer in Lyndhurst (New Jersey, USA), angeregt. Pfarrer Beck leitete in Abwesenheit von Bischof Ernest L. Unterkoefer von Charleston (South Carolina), der sonst Gesprächspartner der USA-Bischöfskommission für Ökumenische Angelegenheiten mit den Presbyterianern ist, die katholische Delegation, während die entsprechende Anregung zu einem gemeinsamen Taufritus von Pfarrer Richard L. Davies, Washington, als

Führer der presbyterianischen Kommission für ökumenische Beziehungen vorgetragen wurde. Nach Auskunft von Msgr. Beck soll dieser Taufritus allerdings nur für solche Kinder Anwendung finden, die aus sog. Mischehen stammen, deren einer Teil katholisch, der andere presbyterianisch ist. Er schlug dafür den im dritten Jahrhundert vom Presbyter Hippolyt von Rom gebrauchten Ritus vor, weil er der Ansicht ist, wenn es überhaupt eine Chance für einen gemeinsamen Ritus gebe, dann sollte er aus dem Erbe der Alten Kirche genommen werden. Die Verhandlungen, die im Dezember 1965 begannen, wurden im Januar 1966 fortgesetzt, es schien aber noch keine Gewißheit zu bestehen, ob die Presbyterianer sich zur Annahme dieses archaischen Ritus mit Exorzismus, Salbung mit Öl und dreigliedrigem Glaubensbekenntnis entschließen werden. Msgr. Beck erklärte in diesem Zusammenhang, es handle sich keineswegs um Gespräche zur kirchlichen Wiedervereinigung. Es müsse zunächst ein gegenseitiges Verstehen vorausgehen, das ihm als Professor für Kirchengeschichte am Seminar Immaculata Conception in Darlington besonders am Herzen liegt. Er habe manchen Presbyterianer bereits davon überzeugt, daß die katholische Bindung an den Papst keine „Idolatrie“ oder blinder Gehorsam sei, während Katholiken inzwischen einsehen, daß die presbyterianische Art der Bibelauslegung nicht reiner Subjektivismus ist („NCWC News Service“, 22. 12. 65).

Aus Frankreich kam nach Neujahr die Nachricht, daß alle christlichen Kirchen sich auf einen gemeinsamen Wortlaut des Vater Unfers geeinigt haben, der erstmalig in der Gebetsoktav vom 18.—25. Januar zur Anwendung kam. Der Papst hatte den Wortlaut schon am 20. Dezember 1965 bestätigt. Auf katholischer Seite wurde die Vereinbarung für den französischen Episkopat durch Joseph Kardinal Lefèbvre unterzeichnet. Die Arbeit an dem Text hatte schon im Mai 1964 nach der Gründung einer gemischten Theologienkommission begonnen. Auch die orthodoxen Kirchen sind dem Abkommen beigetreten (epd, 10. 1. 65).

**Gemeinsame Gebetswoche für die Einheit der Christen** In diesem Jahr hat der „Katholische Arbeitskreis für die Weltgebetsoktav in Deutschland, Österreich und der Schweiz“ zum erstenmal in Verbindung mit dem Arbeitskreis für die ökumenische Gebetswoche der dem Weltrat der Kirchen angeschlossenen kirchlichen Gemeinschaften einen für die ganze Oktav ausgearbeiteten liturgischen Text vorgelegt, der nach dem Muster der früheren, von Genf ausgehenden Texte verfaßt worden ist. Uns liegt der im Kyrios-Verlag, Meitingen, gedruckte, mit persönlichem Imprimatur des Bischofs von Augsburg, Dr. Josef Stimpfle, versehene Text vor. Er beginnt mit den Rahmengebete für alle Tage, denen die Bibelsprüche, Lesungen, Fürbitten und Meditationen für die einzelnen Tage folgen. Der erste Tag war „für die Einheit aller Christen, für ihre Erneuerung und Heiligung . . . für alle Bewegungen und Organisationen, die der christlichen Einheit dienen, und für verantwortliches Lehren innerhalb der Kirchen bestimmt. Der zweite Tag galt der Fürbitte für den Ökumenischen Rat der Kirchen und seine fruchtbare Zusammenarbeit mit der katholischen Kirche, am dritten Tage betete man für die katholische Kirche, für alle ihre Glieder und daß der Heilige Geist die Ergebnisse des Zweiten Vatikanischen Konzils für die Ver-



ständigung unter den Kirchen fruchtbar mache, am vierten Tag für die Orthodoxen Kirchen, für die Vorbereitung der Panorthodoxen Synode, für die Anglikanische Kirchengemeinschaft usw. Der fünfte Tag mit einer besonders gelungenen Meditation über die Kirche als Zeichen unter den Völkern war den lutherischen, den reformierten und unierten Kirchen sowie den baptistischen und methodistischen Freikirchen gewidmet. Der sechste Tag gedachte aller Getauften, die Christus entfremdet sind, jener „getrennten Brüder“, von denen Bischoff Höffner von Münster auf dem Konzil gesagt hatte, man habe sie anscheinend ganz vergessen, übrigens auch des Gottesvolkes der Juden: „Daß Gott uns unsere Schuld an diesem Volk gnädig verzeihe . . .“ Der siebente Tag war der missionarischen Verantwortung aller Kirchen gewidmet und bat „um ein einmütiges Zeugnis in der christlichen Mission“. Am achten und letzten Tag wurde des Friedens in der Welt gedacht.

Bemerkenswert ist die Einleitung zu den Gebetstexten. Da heißt es: „Wenn das Gebet um die Einheit nicht unverbundlich bleiben soll, muß es Hand in Hand gehen mit der Information über die ökumenische Bewegung, mit persönlicher Begegnung, mit der Pflege neuer Beziehungen und mit der Tat, wo sie Gott offensichtlich fordert.“ Dies soll erleichtert werden durch ein ökumenisches Literaturverzeichnis: „Bücher der Begegnung“ (Kyrios-Verlag).

## Aus der islamischen Welt

### Eine arabische Stimme zur Mischehe

Bereits vor längerer Zeit (vgl. Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 150) wurde an dieser Stelle über die ungünstigen

Voraussetzungen und über die Gefahren bei Mischehen zwischen europäischen Frauen und orientalischen Männern berichtet. Die Reaktion der orientalischen Gesellschaft auf solche Mischehen wurde bisher allerdings kaum beachtet, wenn man von familiären Auseinandersetzungen absieht. Neuerdings erheben sich nun auch in arabischen Staaten, besonders in Nordafrika, kritische Stimmen zu diesen Mischehen, und deren Ton scheint in keiner Weise geeignet, über das Schicksal der Partner solcher Mischehen zu beruhigen. Dies ist insofern eine ungewöhnliche Erscheinung, als der Islam die Mischehe zwischen muslimischen Männern und nichtmuslimischen Frauen (wenn sie einer der „Schriftreligionen“, d. h. dem Christentum, Judentum oder Parsismus angehören) ohne weiteres gestattet, sofern die Kinder muslimisch erzogen werden. Muslime sind in der Regel von rassistischen Vorurteilen frei und kennen eigentlich nur die Unterscheidung zwischen Muslimen und Nichtmuslimen, für die in der Ehe eben gewisse Ausnahmen anerkannt werden. Der orientalische Muslim, der eine europäische Frau heiratet, darf sich sogar eines gewissen Gewinns an sozialem Prestige erfreuen — welcher sich für die Frau allerdings negativ auswirkt, denn die nichtmuslimische Frau war früher für gewöhnlich gekaufte oder kriegsgefangene Sklavin, und so wird diese Frau auch noch heute, wenn auch oft nur unbewußt, eher wie eine Unfreie angesehen.

### Ein nationaler Gesichtspunkt

Es ist daher um so bemerkenswerter, daß die Kritik an den Mischehen zwischen Muslimen und Europäern mit der Begründung geäußert wird, die Mischehe gefährde die Nation und die nationale Gesinnung der muslimischen Männer. Daß diese Kritik zuerst in Algerien aufkam, ist verständlich, weil die Mischehe in kaum einem anderen arabischen Land so häufig und für die Araber so problematisch war, da der Algerier, der sich mit einer Französin verheiratete, deren Staatsangehörigkeit annahm.

In einem Aufsatz, den Frau Z'hur Unissi im ed'Djeh, der Zeitschrift der nationalen Volksarmee in Algerien, veröffentlichte (September 1965), wird dieses Thema sehr ausführlich, wenn auch nicht weniger leidenschaftlich behandelt. Die Autorin klagt über die neue Mode bei den jungen Leuten, die, wenn sie sich zum Studium nach Europa begeben, eher mit einer fremden Frau denn mit einem Diplom zurückkämen, das ihrem Volk und der Menschheit nützlich wäre. Der junge Mann kehre mit einer Frau zurück, die weder seine Sprache noch seine Gewohnheit, noch seine nationalen Gefühle teile. Schlimm sei dabei, daß nach der Eheschließung diese fremde Frau ihren Mann dazu bringe, seine arabisch-muslimische Einstellung aufzugeben. „Wie sollte man zulassen, daß diese Fremden Herrinnen in unseren Häusern und Mütter unserer Kinder werden“, fragt die Autorin, „und warum verstehen jene jungen Männer nicht, daß die Araberin die beste Frau ist, bereit, alles für ihren Mann zu opfern?“ Der Araber, der eine Europäerin heiratet, gefährdet die Stärke und den nationalen arabisch-muslimischen Charakter der Nachkommenschaft.

Frau Z'hur Unissi begegnet auch dem Einwand, daß die algerische Verfassung für jeden, der algerischer Nationalität ist, eine algerische Abstammung sowohl von väterlicher als auch von mütterlicher Seite her fordert. Der einzige Erfolg dieses Gesetzes sei der gewesen, daß mehr und mehr europäische Frauen den Islam annehmen, aber eben nur als eine Formalität: „Dies kann uns nicht über unsere Häuser, unsere Kinder und die Sicherheit unseres Staates beruhigen.“

Das Argument, daß es gerade die Revolution gewesen sei, die die Lebensweise und die traditionellen Anschauungen der jungen Algerier verändert und somit die Mischehe gefördert habe, läßt die Autorin nicht gelten. Vielmehr habe die Revolution ja das nationale Gewissen der Jugend erst geweckt, und erst die Revolution ließ den eminenten Wert der algerischen Frau erkennen, die trotz ihrer Unwissenheit und trotz ihrer Rückständigkeit mit größter Hingabe gekämpft habe. Trotz ihrer Rückständigkeit, die ja doch nur eine soziale Zeiterscheinung sei, sei allein die algerische Frau die geeignete Mutter und Erzieherin, denn bei ihr finde sich jene Ader, welche die algerische Seele und den muslimischen Eifer belebe.

Diesen Äußerungen kommt vorerst eher symptomatische Bedeutung zu. Sie sind Ausdruck bitteren Hasses gegen alles, was nicht arabisch und nicht muslimisch ist. Von einer allgemeinen Verurteilung der Mischehen kann noch nicht die Rede sein. Aber vielleicht tragen solche Äußerungen wirklich dazu bei, die Zahl der Mischehen zwischen Arabern und Europäerinnen zu vermindern.